



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaffrische Manufaktur.

Eisen, Zinn und Messing, den aus letzteren Metallen pflegen sie die Ringe zu verfertigen, welche hier nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer an den Armen und Füßen tragen. Diese Ringe legen sie nur ab, wenn sie beim Todesfall eines nahen Anverwandten in Trauer gehen. Sie tragen dann auf Händen und Füßen und auf dem Kopf aus Binsen geflochtene Ringe und Kränze. Ich wüßte auch gar nicht, welche andere Trauerkleidung sie tragen sollten, gehen sie doch jahraus, jahrein, abgesehen von den wenigen Fetzen, die sie um die Lenden tragen, im Adamskostüm einher.

Solange ein Toter noch in seiner Hütte liegt, erheben die Angehörigen ein entsetzliches Geschrei und Geheul und wiederholen unter beständigem Schluchzen seine vortrefflichen Eigenschaften und Tugenden, namentlich seinen Mut, seine Klugheit und Stärke. Ist er endlich bestattet, so setzen sie längere Zeit auf sein Grab Speise und Trank, weil sie glauben, der Verstorbene bedürfe noch der Nahrung. Diese Lebensmittel sind dann des Nachts eine willkommene Speise für die wilden Tiere oder auch für arme Leute.

Zinn und Messing, welche Metalle sie zu den erwähnten Ringen brauchen, müssen sie von fremden Handelsleuten beziehen; das Eisen aber graben sie in ihrem eigenen Lande. Sie gestalten es anfangs zu Kugeln und schmelzen es, wenn sie es bearbeiten wollen, mit leichter Mühe in einem Ofen aus Thonerde, den sie jedesmal zu diesem Zwecke erbauen. Das Feuer fachen sie mit einem Blasbalg an, der aus der Haut eines Hundes oder eines anderen Tieres recht geschickt gemacht ist. Man muß wirklich staunen, welche schöne Sachen diese schwarzen Goldschmiede mit ihren höchst primitiven Werkzeugen zustande bringen. Gewöhnlich sitzen sie dabei am Boden und arbeiten wie die Töpfer mit Händen und Füßen.

Sie verfertigen die schönsten Filigranarbeiten, namentlich goldene Knöpfe der mannigfachsten Art, welche die Portugiesen und vornehmen Asiaten an ihren Kleidern tragen. Noch schöner und kunstvoller sind die von ihnen aus dem reinsten Golddraht geflochtenen Stockbänder, die sich biegen lassen, als wären sie von Seide, und an deren Enden ebenfalls Quästchen der reinsten Filigranarbeit hängen. Ferner machen diese Schwarzen auf Bestellung goldene Reliquienkästchen, Kreuze, Halsketten und andere Schmucksachen, und man kann versichert sein, daß sie vom reinsten Golde sind, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie es nicht verstehen, demselben einen Zusatz zu geben.

Die Portugiesen treiben mit den Kaffern einen schwunghaften, recht einträglichen Handel. Hauptsächlich führen sie ihnen baumwollene Tücher aus Asien und venetianische Glasforallen zu und erhalten dafür Goldsand und Elefantenzähne. Feine Tücher sind nicht gesucht, dagegen sind grobe von schwarzer oder blauer Farbe sehr beliebt. Gibt man einem Schwarzen ein weißes Tuch, so trägt er es so lange, bis es schmutziggelblich ist, dann färbt er es völlig schwarz; die schwarzen Frauen dagegen lieben helle, bunte Tücher.

Die Korallen, vom schlechtesten Glas oder eigentlich vom Abfall desselben verfertigt, sind eine Spanne lang und werden, an eine starke Schnur gefaßt, in große Bündel zusammengeknüpft, deren jeder aus fünfshundert Schnürchen besteht. Alljährlich gehen viele Tausend solcher Bündel in Fässer verpackt nach Portugal und von da nach Mozambique, von wo sie dann durch den Handel ihren Weg über's ganze Land hin nehmen. Diese

Glasforallen, sowohl wie die asiatischen Tücher sind ein Regal des Königs von Portugal, und wer damit unter den Kaffern Handel treiben will, muß sie aus den königlichen Magazinen kaufen. Wer es versucht, sie heimlich einzuschmuggeln, verliert, wenn er dabei erfaßt wird, nicht nur seine Ware, sondern muß noch schwere Strafe zahlen. Diese Stoffe und Glasforallen vertreten hier die Stelle des Geldes; gemünztes Gold und Silber findet man nur in Mozambique selbst, weil dort von den Portugiesen, den asiatischen Heiden und Muhamedanern ein bedeutender Handel getrieben wird.

Die Glasforallen werden von den Kaffern nur gesucht, wenn sie schwarz, dunkelblau oder weiß sind; haben sie eine andere noch so schöne Farbe, so bringt man sie bei ihnen nicht an. Sie benützen diese Korallen übrigens nicht nur an Zahlungsort, sondern auch zur Verzierung ihrer Lendenschürzen. Als sie diese Ware zum erstenmale erblickten, waren sie darauf so erpicht, daß sie gewöhnlich zwei Grübchen in die Erde gruben und in das eine so viel des feinsten Goldsandess legten, als der handelnde Portugiese ins andere Glasforallen häufte, und sie glaubten damit noch ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Das einträgliche Geschäft hat indessen für die fremden Handelsleute schon längst aufgehört, denn die Schwarzen sind bald klüger geworden und wissen jetzt schon die Goldwaage zu gebrauchen.

Bei diesem Anlaß muß ich noch erwähnen, wie die Makuas, einer der wildesten und unkultiviertesten Kaffernstämme, ihren Handel mit den Bewohnern von Mozambique betreiben. Da sie nämlich weder das Portugiesische, noch die Sprache der an der Küste wohnenden Schwarzen verstehen, legen sie ihr Elfenbein einfach vor den Häusern der Stadt nieder. Der Kaufmann kommt heraus und legt soviel asiatisches Baumwollentuch oder auch soviele Bündel venetianischer Glasforallen daneben, als er dafür zu geben gedenkt. Greift der Verkäufer nicht nach der angebotenen Ware, so ist das ein Zeichen, daß sie ihm nicht genügt und daß er noch einen Zusatz fordert. Kaum aber hat das Angebot seine Zufriedenheit erreicht, so rafft er es eiligst vom Boden auf und rennt damit davon, als ob er es gestohlen hätte. Der Kaufmann aber trägt schmunzelnd die Elefantenzähne in sein Haus, denn er weiß, er hat wieder ein prächtiges Geschäft gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Kaffrische Manufaktur.

Tatsache ist, daß die Kaffern in alter Zeit in vielen Stücken eine große Geschicklichkeit an den Tag legten, die man heutzutage nur selten mehr bei ihnen findet. So waren sie z. B. äußerst geschickt in der Bearbeitung von Eisen, doch seitdem die meisten Kaufleute ihre Märkte eröffnet haben, gibt es unter den hiesigen Schwarzen nur selten einen tüchtigen Arbeiter in Metallwaren.

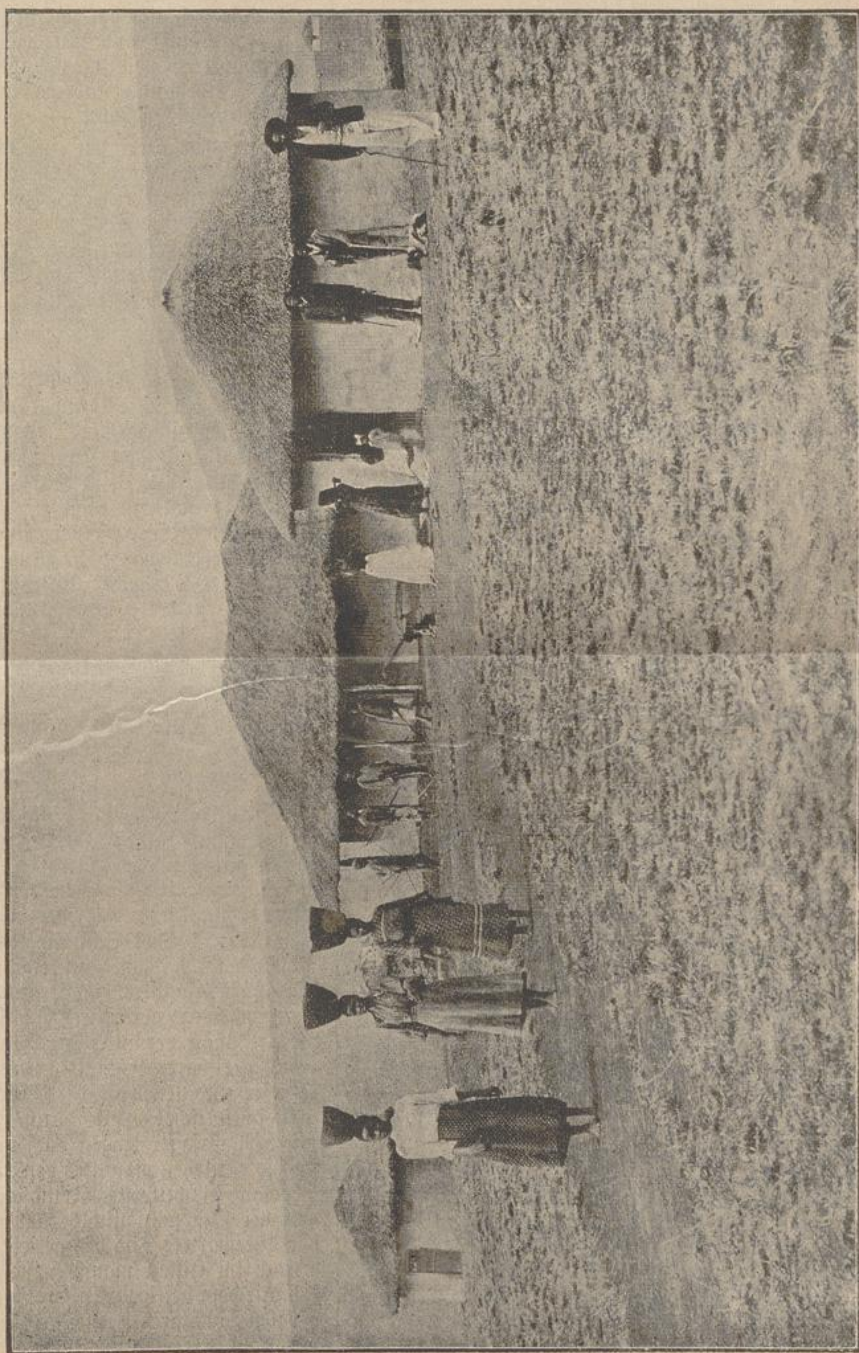
Weiter gegen Norden zu, jenseits des Sambesi, kann man allerdings auch heute noch eine große Zahl kaffrischer Schmiede finden, die sich auf ihr Handwerk vortrefflich verstehen. Dabei ist ihr Handwerkszeug von der denkbar primitivsten Art. Der Blasbalg ist aus einer Ziegenhaut fabriziert; als Gefläse dient ein mächtiges Ochsenhorn, vorn mit einer steinernen Spitze versehen. Ein Holzkohlenfeuer brennt nebenan in einem ausgehöhlten Stein und wird durch zeitweilige Aktion des Blasbalges lebendig erhalten. Als Amboss muß eben-

falls in der Regel ein recht harter Stein dienen, während der Hammer aus Eisen gemacht ist. Gearbeitet wird mit Händen und Füßen, und man sollte nicht glauben, wald seine Sachen und Filigranarbeiten diese schwarzen Schmiede fertig bringen.

Auch gute Lederwaren verfertigen einzelne Kaffern, dergleichen Schnitzwerke in Holz. So sind z. B. überall unter den hiesigen Eingebornen gewisse Holzklögchen in Gebrauch, die bei ihnen die Stelle eines Kopfkissens vertreten müssen. Dem einen dient hiezu das nächstbeste Stück Holz, während ein anderer ein feines, kunstvoll geschnitztes Kopfkissen sein eigen nennt, das allerlei phantastische Formen aufweist. Das Messer zum Schnitzen kauft er sich beim Krämer. Frauen und Mädchen wissen hübsche Matten aus Gras und leichtem Schilf zu verfertigen. Einige von ihnen verstehen sich auch auf Töpferarbeit. Mächtige Töpfe werden von ihnen aus Lehm geformt und gut gebrannt. Dabei kurlieren bei ihnen ähnliche Sprichwörter wie bei uns, z. B. „Der Hafner ist aus einem zerbrochenen Topf.“ Wie man auch bei uns zu sagen pflegt: „Des Schuhmachers Kinder gehen in den zerrissenen Schuhen.“ Oder: „Töpfe werden geformt, wenn der Lehm gut zubereitet ist.“ Wir sagen dafür: „Man macht das Heu, wenn die Sonne scheint.“ Beim Schwarzen hätten unsere Bilder weniger Sinn, denn Schuhe trägt er keine, weder er noch seine Kinder, und zum Heumachen ist in seinem heißen sonnigen Lande immer die richtige Zeit.

Mannspersonen schnitzen auch Milchgefäße aus massiven Holzblöcken, dergleichen große Schüsseln. Vielfach sind diese Sachen recht solid und gut gearbeitet, wie die

vielen Proben zeigen, die in jedem größeren Museum zu finden sind. Bänder und Schnüre macht der Kaffer aus langem, zähem Gras, auch aus der Rinde gewisser Bäume. Er schneidet zunächst die Rinde in lange, feine Streifen und zerkaugt sie dann etwas im Munde; zum



Christliches Kaffernheim bei Lourdes, Südafrika.

Schluß werden die Strähne ineinander verwoben, indem sie der Fabrikant mit der Handfläche auf seinem Schenkel hin- und herreibt. Die so gefertigte Seilerarbeit ist äußerst solid und leistet ihm die mannigfachen Dienste. Er hat auch eine eigene Art, Häute zu gerben und die

jogenannten Ochsenriemen herzustellen, die bei einem kaffrischen Fuhrwerk so wesentliche Dienste leisten. Nördlich vom Sambesi betreiben die Schwarzen auch etwas Spinnerei mit der Baumwolle, die dort wild und ungepflegt wächst.

Häusliche Einrichtungen beim Kaffernvolke.

Federvieh findet man beinahe in jedem Kaffernkraal. Man weiß nicht genau, wann solches ins Land eingeführt wurde; vielleicht geschah es durch die Araber. Der Portugiese Vasco de Gama, der im Jahre 1497 als erster Europäer in Natal landete, fand es schon vor. Die Hühner des Eingebornen sind indeß eine kleine unansehnliche Rasse; ein Stück wird gewöhnlich um eine halbe Mark verkauft und ist damit hinreichend bezahlt. Die Frauen und Kinder haben den Hühnerhof als ihre spezielle Domäne in Beschlag genommen.

Vielmehr werden für das Hühnervolk eigene kleine Hütten erbaut. Sie haben einen gestampften, mit Kuhdünger überfrischenden Boden und sind mit Stroh oder langem Sumpfsgras gedeckt. So ist es wenigstens im Bondoland der Fall. Nördlich vom Sambesi findet man fast in jedem Dorfe Hütten für die Tauben errichtet.

Wird über eine ausgediente Henne das Urtheil gesprochen, daß sie an den Kuli oder an den weißen Mann verkauft werden soll, so entsteht ein gewaltiger Auflauf unter den allzeit munteren Kraaljungen. Eine Henne zu fangen, die ihren freien Lauf hat, ist mit Schwierigkeiten verbunden; für diese Buben bildet es ein köstliches Vergnügen, wie besessen unterm Hühnervolk, das bald über alle Dächer fliegt, herumzujagen, um zuletzt unter einem wahren Höllenspektakel die alte, treue Taube zu ergreifen.

In alter Zeit pflegten die Kaffern, die ja mit jeder Faser ihres Herzens an ihren Viehherden hängen, Ochsen und Kühe zu dressieren. Sie mußten im Kreise herumlaufen, sich auf Kommando auf den Boden legen, wieder aufstehen und ohne einen Reiter auf dem Rücken förmliche Wettläufe veranstalten. Gegenwärtig kommen solche Gebräuche nur mehr selten vor. Die Tiere wurden auch mannigfach dekoriert, indem man ihnen allerlei phantastische Zeichen in die Haut einbrannte oder ihre Hörner in absonderliche Krümmungen bog. Die Schwarzen kannten jedes Tier in ihrer Herde schon an der Stimme und mancher Kraalinhaber erstand einen teuren Ochsen bloß seiner schönen, kräftigen Stimme wegen. Sie haben für jede Farbe, Zeichnung und Eigenschaft ihrer Tiere, ob es z. B. leicht oder schwer zu melken ist, stoßt, scheut usw. einen eigenen Namen, so daß man über zwanzig kaffrische Wörter findet, die alle eine Kuh mit dieser oder jener Eigenschaft bezeichnen. Gemolken werden die Tiere Tag für Tag zu einer ganz genau bestimmten Zeit. Früher schüttete man die Milch in Körbe, die so fest und dicht geflochten waren, daß nicht ein Tropfen davon verloren ging. Macht eine Kuh beim Melken Schwierigkeiten, was oft vorkommt, so läßt man zuerst eine Weile das Kalb an der Mutter saugen und stellt es nachher dicht vor sie hin, so daß sie es, während sie gemolken wird, beständig vor Augen hat. Tut man das nicht, so gibt sie keinen Tropfen Milch. Manche Kühe schlagen auch während des Melkens, so daß man ihnen zuvor die Hinterbeine zusammenbinden muß.

Das Kochen ist natürlich Sache der Frauen. Im allgemeinen ist der Kaffern im Essen nicht wäslerrisch,

glaubt er aber, sein Weib vernachlässige ihn und gebe ihm nicht genug zu essen, so stellt er sich süßlich unter die Türe seiner Hütte und ruft es laut aus, so daß man es in allen benachbarten Kraals hören kann, welch geiziges und faules Weib er habe, da sie sich nicht schäme, ihren Mann Hunger leiden zu lassen. So eine Kut pflegt ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Es kommt aber auch vor, daß sich am nächsten Tag das Weib vor der Türe aufspflanzt und mit weithin schallender Stimme austrumpet, wie hart und rücksichtslos der eigene Mann sie behandle und was sie unter seiner Thrannei alles zu erdulden habe. —

Wurde in alter Zeit ein Ochse geschlachtet, so war es unumstößlicher Brauch, das Bruststück dem Häuptling als Präsent zu verehren. Ferner gab es bei einzelnen Stämmen gewisse Speisegesetze. So galten z. B. für die Männerwelt Hasen, Fische, Hühner, Enten, Gänse, Truthühner und auch das Schweinefleisch für unrein und durfte daher von ihnen nicht genossen werden. Frauen und Kinder dagegen konnten ungeniert davon essen.

Ging man zu Tisch, so nahmen zuerst die Männer ihr Mahl ein; die Frauen mußten mit dem vorlieb nehmen, was übrig blieb. Von der Brust, dem Herzen, dem Kopf und den Füßen eines Kindes durften sie überhaupt nichts essen; dies stand ausschließlich den Männern zu. Ein Gast ist immer aus dem gemeinsamen Topf; ihm in einem eigenen Geschirre seine Portion zu geben, wäre eine große Beleidigung, denn das erweckte den Verdacht, als traute man ihm nicht. Auch ist es Sache des Hausherrn, einen etwaigen Besucher mit allem Notwendigen zu versehen.

Ludowika, das starke Weib.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Vor einigen Jahren starb in unserm Krankenhause die 18jährige Tochter Ludowikas, Johanna mit Namen. Stirbt bei heidnischen Kaffern ein erwachsenes Kind, so geberden sie sich wie rasend; sie weinen, schreien und lärmen und lassen ihren Gefühlen freien Lauf. Das Schlimmste dabei ist, daß bei ihnen sofort der Verdacht aufsteigt, irgendein bösgesinnter umtakati (Zauberer) habe den Betreffenden durch Gift aus dem Wege geräumt. Zuerst wird darüber bloß geflüstert, man vermutet dies und das; bald nimmt die Sache greifbarere Gestalt an und es wird offen erklärt: „Dieser und jener ist der Mörder; er hat mein Kind in heimtückischer Weise durch Gift umgebracht.“ Heidnische Wahrsager tragen auch noch ihren Teil dazu bei, und so entstehen oft unter den nächsten Blutsverwandten jahrelang die bittersten Feindschaften. Doch von all dem war bei Ludowika nichts zu bemerken. Wohl ging ihr der unerwartete Tod des geliebten Kindes sehr nahe, sie weinte im stillen manch heiße Träne, doch tröstete sie sich mit dem heiligen Willen Gottes, der ihr Kind zu sich gerufen; auch griff sie fleißig zum Rosenkranz und betete viel für die Seelenruhe ihrer Tochter.

Einige heidnische Verwandte verstanden dieses ihr Benehmen nicht und ziehen sie offen der Kälte und Gleichgiltigkeit. Sie meinten, sie sei eine herzlose Mutter und habe ihre Tochter nicht geliebt. Ludowika ließ anfangs solche Aeußerungen ruhig über sich ergehen und